

Tausch – der Stolperstein (nicht nur) der Keynes'schen Ökonomik

Raimund Dietz

1. Zur Einführung: Ökonomik – eine geschlossene Front gegen Geld und Tausch?

Ist es Geld, was die Welt im Innersten zusammenhält? Zweifelsohne! Jedenfalls die Wirtschaft. Dennoch scheiden sich gerade am Gelde die Geister. Wir leben also in der Welt des Geldes, aber wir können uns nicht darauf verständigen, welche Funktion Geld in unserer Welt hat und haben soll.

Das ist – intellektuell gesehen – eine sehr bedauerliche Ausgangssituation. Forschungsstrategisch befinden sich die Wirtschaftswissenschaften daher in einer äußerst misslichen, noch dazu selbstverschuldeten Lage, denn:

- Die KLASSIK (Klassik und Neoklassik)¹ ist ihrem Kern nach – das sind ihre Werttheorien – eine Theorie ohne Geld, und damit auch ohne Tausch². Dennoch behauptet die KLASSIK, eine Theorie des Tausches zu sein.
- Keynes ahnt zwar, dass die Differenz zur KLASSISCHEN WELT „Geld“ ist, schließt sich aber der falschen Behauptung, die KLASSIK sei eine Theorie des Tausches, an, zwingt daher sich und seine Nachfolger, für Geld unbedingt einen anderen Platz als den des Tausches zu suchen.
- Der vielleicht bekannteste Ökonom und gleichzeitig der größte Geldfeind aller Zeiten, Karl Marx, ist zwar der einzige, der sich mit Tausch eingehend beschäftigte, freilich nur, um ihn als Operation zu denunzieren, aus der Geld und Kapital als Mächte emergieren, die den Menschen von sich selbst entfremden. Seine Empfehlung lautet: Kapital durch Abschaffung von Geld, und Geld durch Abschaffung von Tausch zu überwinden und die Gesellschaft wie einen naturalen Zusammenhang zu organisieren: tausch- und geldlos.³

¹ Keynes fasst Klassik und Neoklassik oft als KLASSIK zusammen – ein durchaus trefflicher Kunstgriff.

² Im Sinne von „exchange“. Exchange ist ein Oberbegriff, der sowohl Barter als auch Kauf und Verkauf (Ware gegen Geld, Geld gegen Ware, ja sogar Geld gegen Geldansprüche) einschließt.

³ Brodbeck 2009, Dietz 2016.

So haben sich politisch völlig verfeindete Strömungen der Wirtschaftswissenschaften systematisch den Zugang zu Tausch und Geld verbaut. Diese Kiste ist bis heute gut zugenagelt. Die Nägel sind zwar längst rostig geworden, und keiner scheint Lust zu haben, sie wieder zu öffnen.

Wenn wir aber an das heranwollen, was Geld ist und was Geld für die moderne Gesellschaft bedeutet, bleibt uns nichts anders übrig, als die Kiste zu öffnen. Klar, dass das nicht ohne Knarren abgehen kann. Denn die Ökonomik begeht zwei grundsätzliche Fehler:

1. Sie war und ist noch immer der Ansicht, die Welt der Wirtschaft mit ihren Werttheorien abbilden zu können. Die Werttheorien – Keynes fasst die klassischen und neoklassischen Werttheorien mit dem unglücklichen Begriff „Real-Exchange“-Modell zusammen –, sind ziemlich konsistent aber leer.⁴ Sie reduzieren die Wirtschaft auf eine entscheidungslogische Struktur.⁵
2. Schlimm genug, dass die Theorie unangemessen ist, denn Entscheidungslogiken können Gesellschaft (d.h. Kommunikationen) und gesellschaftliche Dynamiken nicht abbilden. Methodologisch besteht der Fehler darin, Modelle von Rationalverhalten (rational choice-Modelle) auf Gesellschaften zu übertragen. Dies ist nicht zulässig. Gesellschaften funktionieren nicht nur anders als Individuen, sie sind kategorial etwas ganz anderes.

2. *Die KLASSIK stellt die Wirklichkeit auf den Kopf*

Im Zentrum der Ökonomik steht der Knappheitsbegriff. Diesen formuliert sie aber bloß als Subjekt-Objekt-Relationen. Somit steht die Knappheit schon fest, bevor die Subjekte miteinander in Beziehung treten, also interagieren bzw. kommunizieren. Die Knappheit in der Wirtschaft will die KLASSIK mit Werttheorien abbilden und die Struktur der Wirtschaft als kausal-determinierten Zusammenhang darstellen. Die moderne Werttheorie (der Neoklassik) formuliert Gleichgewichts- oder Optimallagen, in welchem ein gleichgewichtiger oder optimaler Vektor der Produktion einem Vektor optimaler relativer Werte entspricht. Nach KLASSISCHEN Vorstellungen sind die Gleichgewichtslagen und die relativen Werte also durch naturale Größen wie relative Produktivitäten, Nutzenintensitäten und Ausstattungen mit Ressourcen determiniert. Daher gelten relative Werte (oder Preise) als Teil des „Realsystems“. Entsprechend sieht die Theorie dann die absoluten Preise durch die Geldmenge, also „monetär“ bestimmt. Wenn aber das System schon determiniert ist, bevor Geld ins Spiel kommt, wozu braucht es dann Geld? In der Tat behandelt die Theorie

⁴ Kirman 1987, Toumanoff 1984, Hahn 1982, 1982a, und andere.

⁵ Dazu weiter unten. Siehe auch Buchanan 1979, Hayek 1952, Zafirovski 1999.

das Geld nur als Appendix, und dieser stört mächtig. Daher sind Wert- und Preislehre in der Theorie strikt getrennt.

Für die Theorie steht also die Gleichgewichtslage – das optimale WAS der Wirtschaft – schon fest, bevor die Individuen in Austausch treten, ja, diese dürfen nicht einmal untereinander Austauschbeziehungen eingehen, sie würden durch ihr autonomes Handeln die hübsche Gleichgewichtskonstruktion stören.

Mit diesem Konstrukt – man nennt das dann „Realanalyse“ – stellt die Ökonomik die Dinge auf den Kopf. Sie nimmt ihren Ausgangspunkt bei naturalen Fakten und endet in einer Fiktion, in der „Gesellschaft“ eliminiert ist. Dieses Konstrukt trifft nur auf die künstliche Figur des isolierten Subjekts – des homo oeconomicus – oder auf die Utopie einer kommunistischen Gemeinschaft zu, in welcher Gesellschaft als handelndes Subjekt hypostasiert, d.h. Gesellschaft als kommunikativer Prozess (Subjekt-Subjekt-Relationen) eliminiert ist.⁶ Es passt auch auf die Figur des Walrasianischen Auktionators, der nicht nur die Allokationslösung findet, sondern sie auch noch exekutieren muss. (Stalin hätte sich glücklich gepriesen, über die Machtfülle zu verfügen, die die Ökonomik dem Auktionator zuweist, dabei aber vom Modell einer liberalen Ökonomik spricht.)

Wer die Wirklichkeit der Wirtschaft erkennen möchte, muss vom Gegenpol, d.h. von den Subjekt-Subjekt-Relationen, ausgehen: von den zahllosen Akten der Vergesellschaftung. Das ist im Bereich der Wirtschaft vor allem der „Tausch“ (=exchange). In Tauschakten werden x_i Einheiten Waren i mit y Einheiten einer anderen Ware *gleichgesetzt*. Tauschakte sind Gleichsetzungsakte – also *Nominalhandlungen*. Dabei entstehen relative „Preise“ (relative Tauschwerte). Naturaltauschakte aber führen aus leicht nachvollziehbaren Gründen nicht zu einer arbeitsteiligen Wirtschaft, daher auch nicht zu einer Wirtschaft als einigermaßen kohärentem Zusammenhang.⁷ Das ist nur durch Tausch gegen Geld, und auch dann erst möglich, wenn sich die Arbeitsteilung entsprechend vertieft hat, und die Akteure ihr Leben ganz oder hauptsächlich auf Geldverdienst umgestellt haben. Dann werden x_i Einheiten Waren i mit y Geldeinheiten *gleichgesetzt*. In jedem Tauschakt entsteht also ein absoluter Preis. Die relativen Preise ergeben sich rein rechnerisch aus diesen. Der *Nominalvorgang der Gleichsetzung im Tausch* (gegen Geld) ist also die Voraussetzung dafür, dass es ein „Reich“ relativer Preise gibt. Ganz allgemein kann man also sagen: das

⁶ Gesellschaft ist Kommunikation und nur Kommunikation, formuliert der Systemtheoretiker und Soziologe Luhmann 1984.

⁷ Barter hat es schon immer gegeben, aber niemals eine Barterwirtschaft.

Nominale ist die Voraussetzung des Realen. Ohne Geld gibt es keine Wirtschaft.

3. *Das große Täuschungsmanöver*

Das Denkmodell der KLASSIK ist im Kern das Konstrukt eines rechnenden oder berechnenden Automaten, der eine Maximierungsaufgabe zu lösen hat. Will man Gleichgewichtsmodellen einen ökonomischen Sinn abgewinnen, sollte man sie als pure Logic of Choice begreifen. Eine Logic of Choice

- enthält keine Gesellschaft, da sie die Allokationsproblematik auf ein Subjekt zusammenzieht, also mit der kommunistischen Fiktion arbeitet; (Myrdal 1953: 115, 133)
- ist ohne Zeit,
- setzt notwendigerweise an der Fiktion vollkommener Information an (ein in sich schon unsinniger Begriff),
- impliziert die logische Kohärenz von Werten (Äquivalenz, Transitivität, Reflexivität). (Die Wirklichkeit des Kommerzes kann dieser Norm schon aus logischen Gründen nicht entsprechen. Dietz 2016: 109f, 280f)
- Sie unterstellt auch Vollbeschäftigung. Denn wie könnte ein Gleichgewicht bei Unterbeschäftigung bestehen?

Allerdings wird es als Modell einer „vollkommenen Marktwirtschaft“ „verkauft“, d.h. als Modell einer „exchange economy“. Das ist *Etikettenschwindel*, denn in diesem Modell ist nicht drin, was draufsteht. Drin ist eine Maximierungsaufgabe, drauf steht Marktwirtschaft. Drin ist eine typisch-ökonomische Wahlhandlung (eigentlich nur eine Berechnung einer optimalen Entscheidung, unter Einbezug beliebig vieler Produkte und Produktionsfaktoren, notfalls auch unter Unsicherheit), verkauft wird es als Modell einer idealen Konkurrenzwirtschaft. Drin ist angeblich eine Realanalyse. Drauf steht dann Barter oder Marktwirtschaft.

Warum konnte sich dieser Etikettenschwindel über gut 200 Jahre halten? Der einzige Grund, den ich erkennen mag, liegt darin, dass man der Ökonomik unbedingt den Status einer deterministischen Wissenschaft verleihen wollte. Gleichzeitig will man eine Theorie haben, die etwas über die Realität aussagen. Beides geht nicht zusammen. Den Status einer deterministischen Ökonomik kann man nur „erreichen“, wenn man „Gesellschaft“ eliminiert. Das bedeutet für die Ökonomik, vom Tausch als kommunikativem Geschehen und von Geld als Medium dieses Geschehens zu abstrahieren.⁸ Mit anderen Worten: man muss so tun, als ob man Ökonomik als

⁸ Mises (1931: definierte den Fortschritt der Ökonomik durch diese beiden Abstraktionen!

Wissenschaft des Oikos, d.h. als Lehre von der Hauswirtschaft modellieren könnte. Man nennt das dann Realanalyse. Sie kommt mit Annahmen aus, die allein das Verhältnis von Subjekten zu Objekten (Präferenzen) oder zwischen Objekten und Objekten (Produktionsfunktion) betreffen. Anwendbar ist diese Art von Modell strenggenommen nur auf die fiktiven Figuren des Robinson Crusoe und eines kommunistischen Gemeinwesens. Diese fiktiven Subjekte begnügen sich mit Schattenpreisen, die sich aus dieser angenommenen Realität + Maximierungsregel rein rechnerisch ergeben. In der Wirklichkeit der Wirtschaften müssen Preise schon in Erscheinung treten, um ihre Wirkung entfalten zu können, und das tun sie nur, wenn sie aus Geld-Ware-Beziehungen, d.h. aus dem Mit- und Gegen-einander im Tausch, erwachsen. Die Ökonomik hat dem Mythos des Determinismus so gut wie alles, was Ökonomien ausmacht – Tausch, Geld, Gesellschaft, Zeit, Institutionen usw. – geopfert. Sie hat sich durch diesen Reduktionismus für ordnungspolitische Vorstellungen völlig blind gemacht.

Während wir es im Wesentlichen mit einer „logic of choice“ (Optimierung im Subjekt-Objekt-Raum) zu tun haben, wird sie für eine Theorie der Wirtschaft, die sich aus Kommunikationen konstituiert, ausgegeben. Das möchte ich am Text des von mir geschätzten Ökonomen M. Binswanger (2015: 163f) aufzeigen, der sich zwar kritisch gegenüber dem „bestentwickelten Modell“ der Ökonomik äußert, dabei aber beim eben beklagten Etikettenschwindel vollumfänglich mitmacht. Binswanger kommt infolgedessen auch zu völlig anderen Schlussfolgerungen als ich. Es macht eben einen Unterschied, ob man das bestentwickelte Modell, die moderne Fassung der „KLASSIK“, für eine nur unrealistische oder für gar keine Theorie des Marktes hält; ob man den fehlenden Realismus der KLASSIK durch eine falsche Etiketete beheben möchte; oder man nach einer Theorie sucht, die uns zeigt, was Märkte sind, was sie wirklich leisten – und was sie auch nicht leisten können. An dieser Auseinandersetzung soll deutlich werden, wie wichtig eine klare Abgrenzung zur KLASSIK ist, ohne die eine neue Theorie, vor allem aber keine Theorie des Geldes, nicht möglich wird. Bei der Abgrenzung zur KLASSIK dürfen wir uns keine Schlampe-rei leisten.

Text von M. Binswanger

Mein Kommentar

„Walras präsentiert sein mathematisch exakt formuliertes Modell einer Tauschwirtschaft, wo er den ... Beweis für die Überlegenheit der freien Marktwirtschaft erbrachte.

Walras' Modell ist nicht das einer Tausch- oder gar Marktwirtschaft, sondern ist eine „logic of choice“. Sie enthält keine Interaktionen.

Nur leider hatte sein Modell mit einer realexistierenden Wirtschaft praktisch keine Gemeinsamkeit mehr.

Nun eben deshalb ...

In der Idealwelt dieses Modells herrscht stets vollständige Konkurrenz,

Es gibt in diesem Modell gar keine Konkurrenz.⁹ Konkurrenz findet nur im Kopf des Auktionators statt, der nur optimieren kann, weil er Güter und Produktionsfaktoren in Hinblick auf ihren Beitrag zu individueller Nutzenstiftung vergleicht und in Hinblick auf das Optimum untereinander substituiert. Diesen rechnerischen Substitutionsakt darf man nicht mit Konkurrenz als sozialen, marktwirtschaftlichen Prozess verwechseln.

sind alle Marktteilnehmer stets vollständig informiert,

... nein: nur der Gott-gleich Auktionator ist über alles informiert;

und es verhalten sich alle Akteure stets rational.

alle Teilnehmer verhalten sich wie passive, uninformierte, autistische Maden.

Keine dieser Annahmen ist in der Realität im Normalfall erfüllt.

Das ist sogar ein Plus. Dass die Annahmen der Theorie falsch sind, stört die Wirklichkeit nicht, sondern ist sogar Voraussetzung dafür, dass Märkte funktionieren.

Real existierende Volkswirtschaften sind somit nur unvollkommene Varianten des unerreichbaren Ideals eines allgemeinen Tauschgleichgewichts.

Real existierende Volkswirtschaften sind ganz verschiedene „animals“ – das Ideal ist nicht nur nicht erreichbar, sondern der Sache völlig fremd.

Doch Walras musste nicht nur unrealistische Annahmen über Marktbedingungen und Verhaltensweisen der Akteure

Um seine Logic of Choice zu formulieren, musste Walras den Tausch eli-

⁹ Dazu auch Hayek 1968.

Dietz: Tausch – der Stolperstein ...7

auf dem Markt machen, sondern er war auch gezwungen, die grundsätzliche Funktionsweise einer modernen Geldwirtschaft zu ignorieren.

Um den Beweis der Optimalität des Marktes zu erbringen,

brauchte er ein statisches Modell ohne Geld und Zeit, wo alles gleichzeitig geschieht.

Walras unterstellte, dass man unsere heute existierende Geldwirtschaft wie eine Tauschwirtschaft beschreiben kann, wo jedes Angebot eines Gutes gleichzeitig eine Nachfrage nach einem anderen Gut zur Folge hat.

Denn wenn ich beispielsweise Birnen gegen Äpfel tausche, dann entspricht mein Angebot an Birnen gerade meiner Nachfrage nach Äpfeln.

minieren und ihn durch einen Auktionator ersetzen. Seine Annahmen haben mit Markt nichts zu tun.

Die Qualität von Märkten besteht nicht darin, optimal zu sein, sondern Verknüpfungen zustande zu bringen und Informationen (z.B. Preise) zu erzeugen, die einzelne unter ganz bestimmten Bedingungen für Optimalkalküle nutzen können.

Nur eine Logic of Choice bezieht alles gleichzeitig aufeinander und ist folglich ohne Zeit, weil sie alles auf einen Zeitpunkt zusammenzieht.

Tatsächlich ließ Walras feststehende Nutzen mit Beständen vorhandener oder produzierbarer Güter durch einen Auktionator optimal allokalieren.¹⁰

Walras – oder seine Nachfolger – errechnen nur ein Gleichgewicht. Das ist ein Punkt in einem n-dimensionalen Raum. Darin tragen alle Produkte im gleichen Ausmaß zu den Grenznutzen der Beteiligten bei. Das darf man nicht Tausch nennen! In einem solchen Konstrukt werden die Ressourcen per definitionem optimal genutzt. Schlampig, im Sinne des oben angeführten Etikettenschwindels, kann man das so ausdrücken: alle „Angebote“ entsprechen allen „Nachfragen“. – Der Naturaltausch ist alles andere als optimal oder effizient. Zwar werden in ihm eine bestimmte

¹⁰ Übrigens, was ist ein Angebot, was eine Nachfrage? Was dem Ökonomen so leicht von der Zunge geht, lässt sich mathematisch nur unter Annahmen formulieren, die vom Marktgeschehen absehen.

Dietz: Tausch – der Stolperstein ...8

Anzahl von Äpfeln und Birnen einander gleichgesetzt. Aber Naturalbedingungen machen es sehr unwahrscheinlich, dass Partner sich überhaupt finden und ihre Produkte „loswerden“ und damit auch ihre Bedürfnisse wechselseitig befriedigen können. Die Folge: Potentiale bleiben liegen, Ressourcen werden nicht beschäftigt, die Menschen bleiben im Elend sitzen.

Über den Preiswettbewerb ergibt sich dann in einer solchen Tauschwirtschaft ein allgemeines Gleichgewicht, wo sich Angebot und Nachfrage für sämtliche gehandelte Güter bzw. Dienstleistungen genau entsprechen.

Bartern kann nicht zu einem Preiswettbewerb führen. Folglich kann Bartern auch nicht zu einem allgemeinen Gleichgewicht führen. Obwohl das auf der Hand liegt, wird das Allgemeine Gleichgewicht immer wieder als Barter-Ökonomie interpretiert. Auch die Geldwirtschaft führt nicht zu einem „Walrasianischen“ Gleichgewicht. Aber sie führt in die Richtung und realisiert einen Teil der potentiellen Möglichkeiten.

Durch die Bildung von Gleichgewichtspreisen werden gleichzeitig alle Angebotspläne optimal auf alle Nachfragepläne abgestimmt. Denn erst wenn sich diese relativen Gleichgewichtspreise (ein Gut ausgedrückt in der Menge eines anderen Gutes) ergeben haben, wird überhaupt getauscht.

..... nicht getauscht, sondern nach dem Willen des Auktionators in einem Simultanakt exekutiert.

Ein Apfel kostet dann im Gleichgewicht zum Beispiel zwei Birnen (und eine Birne einen halben Apfel) und dieses Austauschverhältnis

... statt Austauschverhältnis sprich: Schattenpreis(verhältnis). In diesem errechneten Gleichgewicht wäre ein Apfel zwei Birnen „wert“

gilt für sämtliche Transaktionen,

sprich: für alle Schattenpreise im Pareto-optimalen Gleichgewicht

bei denen Äpfel gegen Birnen getauscht werden.

... bei denen Äpfel und Birnen gegeneinander hinsichtlich ihrer Grenznutzenbeiträge abgewogen werden

Walras Modell einer Tauschwirtschaft ist zwar ein raffiniert ersonnenes gedankliches Konstrukt, aber vollkommen realitätsfremd.

In einer Geldwirtschaft werden Güter oder Dienstleistungen zunächst einmal gegen Geld verkauft und zu einem späteren Zeitpunkt wird dieses Geld dann wieder für den Kauf von Gütern oder Dienstleistungen ausgegeben. In diesem Fall entspricht aber nicht jedes Angebot eines Gutes gleichzeitig einer Nachfrage nach einem anderen Gut. Einnahmen und Ausgaben finden nicht mehr gleichzeitig statt.

Erstens ist Walras' Modell realitätsfremd. Zweitens ist dessen Interpretation als Modell einer Tauschwirtschaft völlig unsinnig.

Dies ist tatsächlich und unvermeidlich so. Auch in „kommunistischen Gemeinwesen“ (einer reinen Fiktion) finden Einnahmen und Ausgaben, besser: Konsum und Produktion, nicht gleichzeitig statt; die Produktion muss immer dem Konsum vorausgehen. Alles ist immer in Fluss, alles geschieht in der Zeit. Nur Entscheidungen werden stets in einem Zeitpunkt getroffen.

Allerdings lässt der Vergleich geldwirtschaftlicher Transaktionen mit dem Walrasianischen Modell Geld als Störfaktor erscheinen. Das Problem liegt also nicht beim Geld, sondern beim falschen Vergleich. Walras geht ja vom Gleichgewicht aus. Folglich ist „Angebot“ und „Nachfrage“ a priori im Gleichgewicht. Davon darf man ja in der Wirtschaft nicht ausgehen. Sie ist der Prozess des In-Beziehung-Setzens, worin Geld die entscheidende Rolle spielt. Geld erhöht die Wahrscheinlichkeit von Beziehungen zwischen Akteuren, und folglich auch die Wahrscheinlichkeit eines Matching von „Angeboten“ und „Nachfragen“, was auch immer damit gemeint ist. Dass Geld das erreicht, wovon Walras ausgeht, ist ganz unmöglich. Dass es aber sehr viel davon erreicht, darin besteht das „Wunder“ der Marktwirtschaft.¹¹

¹¹ Damit rechtfertige ich in gewissem Ausmaß das Walrasianische Modell. Den Wirklichkeitswert, sofern es ihn hat, bezieht es aus dem Geld, den das Modell nicht enthält. Das ist das große Paradoxon der Ökonomik.

Damit verschwindet aber auch die gleichzeitige Optimierung von Angebots- und Nachfrageplänen und es lässt sich kein allgemeines Gleichgewicht mehr formulieren und damit auch keine allgemeine Aussage über die immer geltende Überlegenheit einer Marktwirtschaft.

Auf diese Weise wird der ganzen heute herrschenden, auf der Gleichgewichtsidee beruhenden neoklassischen Theorie aber der Boden unter den Füßen weggezogen. Also muss unter allen Umständen an der Idee festgehalten werden, dass sich eine moderne Wirtschaft trotz der Verwendung von Geld wie eine Tauschwirtschaft beschreiben lässt.“

Marktwirtschaften beruhen nicht auf gleichzeitigen Optimierungsverfahren. Daher können solche Modelle nicht über die Über- oder auch Unterlegenheit von Marktwirtschaft entscheiden. Marktwirtschaften sind autopoietische Gebilde, bestehen also aus den Kommunikationen ihrer Teilnehmer: in diesen generieren sie die Informationen und Maßstäbe, an denen sie sich dann orientieren.¹² – Erhebt man das Walrasianische Modell zur Benchmark, kommt man zu einer völlig ungerechtfertigten Kritik des Marktes, im schlimmsten Fall zu dessen Ablehnung. Die absurde Konsequenz: Um eine vernünftige Wirtschaft zu installieren, muss man auf den Markt verzichten.

In der Tat: der Theorie fehlt der Boden. Warum aber: Weil sie eine Logic of Choice zur Grundlage ihrer Theorie von Märkten macht. Aus dem Blickwinkel dieser Theorie ist Geld eine Störvariable. In Wirklichkeit aber macht Geld erst die Wirtschaft zur Wirtschaft. Um zu dieser Schlussfolgerung zu gelangen, müsste man den Kern der Theorie – die Logic of Choice – über Bord werfen. Damit aber würde der Ökonomik der Boden entzogen werden, und das darf ja nicht sein – man muss mit allen Argumenten dagegen halten. – Um nichts besser ist aber die heterodoxe Kritik der Theorie: Sie schießt ihre Pfeile nicht auf die Theorie, sondern auf die falsche Etikette, mit der sich die Theorie schmückt. Dadurch kommt nicht nur Geld, sondern die Marktwirtschaft in

¹² Ökonomen sprechen gelegentlich von katallaktischen Gebilden. Wahrscheinlich meinen sie so etwas Ähnliches; ausformuliert wurden diese Vorstellungen nirgendwo.

Verruf, zu deren Retter dann der Staat
angerufen werden muss. Nein danke!

Ich habe diesen Text gewählt, weil er die vorherrschende, durchaus kritische Haltung zum „best-entwickelten Modell“ hervorragend zum Ausdruck bringt. Unglücklicherweise setzt aber die Kritik falsch an, und bringt damit weitere Entwicklungen der Ökonomik auf eine falsche Fährte.

Damit teilt sich die Ökonomik in zwei Gruppen auf: die eher orthodoxe Ökonomik. Sie geht von naturalen Fakten aus und will *Realanalyse* betreiben. Diese Art von Analyse hat zwar reichlich wenig mit Realität zu tun, dennoch wird sie für ein, wenn auch ideales Modell der Marktwirtschaft ausgegeben. Kommt man auf Geld zu sprechen, heißt es gar: das Modell sei das Abbild einer Barter-Ökonomie. Nichts ist absurder als das.

Die von Keynes inspirierte Ökonomik besteht hingegen darauf, die aktive Rolle des Geldes hervorzuheben, um die Gleichgewichts- und Harmonieillusionen der Orthodoxie zu zerstören – der Staat muss als rettende oder zumindest korrigierende Instanz einspringen. Beiden Konzepten ist aber gemeinsam, dass sie das Walrasianische Modell – die KLASSIK in ihrer modernen Ausprägung –, für eine Theorie der Tauschökonomik halten, womit sich beide den Weg zu einer Theorie der (Geld-)Wirtschaft gründlich verlegen. Geld kann nämlich nur als Tauschmittel verständlich werden, und alles was Geld sonst auch ist, ist es, weil es Tauschmittel ist.¹³

4. Tausch in der ökonomischen Tradition

Die Unsicherheit der Ökonomik in Bezug auf Tausch und Geld ergibt sich daraus, dass sie vom Gleichgewicht, d.h. von einem geordneten Ganzen *ausgeht*, zugleich aber die Frage offenlässt, wie dieses einigermaßen geordnete Ganze entstehen kann.¹⁴ Märkte gelten als Koordinationsform, deren Funktion darin bestünde, das Gleichgewicht zu vollziehen, das schon

¹³ Das ist eine Behauptung, die von an Geldfragen interessierten Keynesianern rundweg bestritten wird. Die meisten stellen die Rechenfunktion des Geldes in den Vordergrund. (Graeber, Ingham, Innes, Smithin, Wray, u.a.) Ingham (2000:17) schreibt: „The metatheory of the ‚real‘ economy that underpins (neo)classical analysis is concerned exclusively with money as a *medium of exchange*.“

¹⁴ Selbst Wissenschaftler, die bekennende Liberale und vehemente Befürworter des Marktes sind, schreiben: „Das System des Marktes ist nur einer der denkbaren effizienten Mechanismen“ (Kirzner 1960, 78).

vor dieser Form *existiert*. Das aber ist der größte Irrtum der Ökonomik. Georg Simmel drückt das in seiner für ihn bezeichnenden Weise so aus:

„*Es ist durchaus nicht so, dass die 'Gesellschaft' schon perfekt wäre, und dann käme es zu Tauschakten innerhalb ihrer; sondern der Tausch selbst ist eine der Funktionen, die aus dem bloßen Nebeneinander der Individuen ihre innerliche Verknüpfung, die Gesellschaft zustande bringen.*“ (Simmel 1900: 160).¹⁵

Man muss sich erst bewusst werden: Bevor die Menschen tauschen und sich untereinander mit Hilfe von Geld in Beziehung setzen, existiert Wirtschaft nicht. Was, wenn nicht das Tauschen soll Akteure miteinander verknüpfen? Nur Geld – als Medium des Tausches¹⁶ – kann die Koordination leisten. Es setzt die Wirtschaft auf einen dynamischen Pfad.

Nur sehr wenige Ökonomen haben sich mit dem Tausch explizit befasst. Der große Adam Smith hat alles irgendwie gewusst: Er ließ keinen Zweifel daran, dass man die menschliche Gesellschaft nur verstehen könne, wenn man den Menschen als tauschendes Wesen begreift, und dass sich dieser nur infolge des Tauschens spezialisieren könne. Smith ging freilich nicht als Theoretiker der *Synthesis* durch den Tausch, sondern als Theoretiker der *Arbeitsteilung* in die Geschichte ökonomischer Theoriebildung ein. Dass der Tausch die gesellschaftliche Synthesis leisten würde, nahm er einfach als „natürlich“ an. Protest gegen die Ausrichtung auf Arbeit und *Arbeitsteilung* findet sich nur bei wenigen, etwa bei Erzbischof Whately (1831), der vorschlägt, Ökonomik als *CATALLACTICS, or the Science of Exchange*“ zu reformulieren.¹⁷ Bastiat (1850), inzwischen so gut wie vergessen, versuchte ebenfalls für den Tausch eine Lanze zu brechen. Bastiat sieht nicht nur, welches Potential der Tausch durch die Kombination und Rekombination menschlicher Kräfte entfalten kann, welche Synergien der Tausch in sich birgt, und welchen Nutzen die Menschheit aus ihm ziehen kann. Er erkennt auch, dass Geld die Tauschmöglichkeiten unendlich erweitert. Das führt Bastiat zur modernen Konklusion, im Tauschzusammenhang der Gesellschaft die eigentliche Produktivkraft des Menschen zu identifizieren. Bastiat weiß, was der Mensch an der Gesellschaft hat, wenn er schreibt: „Im Status der Isoliertheit übertreffen unsere

¹⁵ Das ist der Gegenentwurf zur sogenannten Realanalyse, für die Geld nur ein technisches Hilfsmittel ist, das erlaubt, etwas leichter zu machen, was man ohnehin tut (dazu Schumpeter 1954: ???). Diese Auffassung lässt sich bis Hume (1852) zurückverfolgen.

¹⁶ Vom Staat als gesetzliches Zahlungsmittel eingerichtet (Knapp 1979).

¹⁷ J. St. Mill (1848: III.1.1) weist diesen Vorschlag als „blunder“ zurück.

Wünsche unsere produktiven Kapazitäten. In der Gesellschaft übertreffen unsere produktiven Kapazitäten unsere Bedürfnisse.“¹⁸

Karriere haben diese Ansichten in der Ökonomik allerdings nicht gemacht.¹⁹ Die meisten Ökonomen verdrängten den Tausch, bezogen ihn also einfach nicht mehr in die Überlegungen ein. Manche hielten es für notwendig, von ihm zu abstrahieren und seine Bedeutungslosigkeit zu betonen (Mill 1848, Buch III: On Exchange, Mises 1931, Robbins 1935; näheres bei Dietz 2016, Abschnitt 4.3). Manche nahmen ihn in unverschämter Weise für sich in Anspruch (etwa durch die Behauptung, auch eine interne Substitution sei ein Tausch – Schumpeter 1908: 49), oder deuteten reihenweise die KLASSIK als Theorie des Tausches, während sie in Wirklichkeit aber eine Logic of Choice ist.

Marx spielt in dieser Kette der „Tauschfeinde“ eine besonders tragische Rolle. Denn er beschäftigt sich ganz ausführlich mit dem Tausch, nämlich in seiner Wertformanalyse. Darin zeigt er den Fetischcharakter der kapitalistischen Produktionsweise auf, in welchem er dem Tausch die Rolle eines (auszumerzenden) Keimes zuweist. Marx zeigte, wie der Tausch zu Geld und Geld zu Kapital aufwachsen, um aus der Perspektive, aus der er diese Vorgänge analysiert, eine Gesellschaft einzufordern, in der Kapital durch die Beseitigung von Geld, Geld durch die Beseitigung von Tausch überwunden werden würde. Er möchte, dass die Menschen sich als Verein assoziierter Produzenten organisieren und gemeinschaftlich ihre Produktion planen. Das ist hübsch ausgedrückt, tatsächlich heißt dies: Gesellschaft als Subjekt zu organisieren, was sie allerdings nicht nur nicht ist, sondern auch niemals sein kann. Damit schließt er nicht nur methodologisch an die „bürgerliche Ökonomik“ an, von der er die Arbeitswerttheorie übernimmt. Er erklärt mit ihrer Hilfe nicht nur in erster Annäherung die Preise in einer kapitalistischen Gesellschaft, sondern hebt die Arbeitszeit – im Sinne einer logic of choice – zum Prinzip, mit der „die Gesellschaft“ ihre einzige wertvolle Ressource, über die sie letztlich verfügt – eben Arbeit –, auf die vielfachen Verwendungen vernünftig aufteilen soll. Aus dieser Sicht ist es durchaus berechtigt, in Marx den konsequentesten Vertreter „bürgerlicher“, in Wirklichkeit aber antibürgerlicher Theorie zu sehen.²⁰

¹⁸ Übersetzt aus der englischen Fassung.

¹⁹ Einen Überblick über die Tradition katallaktischen Denkens in der Ökonomik liefert Kirzner (1960).

²⁰ Marx „verdankt“ den schweren Irrtum der „bürgerlichen“ Arbeitswerttheorie. Er hätte eine Theorie des Kapitalismus allein auf der Wertformanalyse, d.h. die Analyse des Tausches (besser der Tauschform) errichten können. Die Wertformanalyse wurde einfach ignoriert oder als dialektischer Hokus-Pokus abgetan. Sie ist bei Marx in der Tat kompliziert. Aber diese Kompliziertheit ergibt sich

Wirtschaften als einzelwirtschaftliche Operation hat mit dem Spannungsverhältnis zwischen Begehren und äußeren Dingen zu tun. Auch Gesellschaften sind als Ganzes diesem Spannungsverhältnis ausgesetzt. In diesen existiert es aber nur virtuell. Um konkret zu werden, muss es über das soziale Mit- und Gegeneinander des Tausches in Geldpreisen „in Erscheinung“ treten. Das Missverständnis, das fast die gesamte Ökonomik durchzieht, besteht darin, *Wirtschaft* bloß aus dem Spannungsverhältnis des Menschen zu Dingen ableiten zu wollen. Die Idee des Sozialismus/Kommunismus ist das extreme Resultat dieses Missverständnisses.

Das alles führt ins Nirwana. Georg Simmel ist der einzige mir bekannte Theoretiker, der diesem Wahnsinn in seiner Philosophie des Geldes (1900) mit methodologischer Scharfsichtigkeit entgegentritt, freilich in einer so noblen Weise, dass man ihn kaum wahrnahm, und falls doch, ihn nicht verstand.²¹ Die Sekundärliteratur tut ihn vielfach als Anhänger der Menger'schen Wertlehre (also als Neoklassiker) bzw. als unsystematischen, aber geistreichen Feuilletonschreiber²² ab. Das 20ste Jahrhundert ist diesbezüglich ein fast verlorenes Jahrhundert (Judt 2010), vielleicht holt das 21. Jahrhundert Versäumtes nach.

Erkennt man, dass der Tausch die Voraussetzung von Wirtschaft ist, lässt sich Geld zur zentralen Kategorie der Theorie erklären, und behandelt es nicht als neutralen Schleier. Rennt man aber, wie die Keynesianische Ökonomik gegen die Klassik als angebliche Tauschtheorie („real exchange economy“) an, gerät man in Versuchung, den Ort der Entstehung der Wirtschaft vom Tausch, d.h. vom Verkehr der Bürger untereinander, in den Staat zu verlagern und damit eine etatistische Position einzunehmen. Damit überlässt man der Neoklassik den Standpunkt der Liberalität, obwohl deren Methodik zentralistisch, d. h. auf der kommunistischen Fiktion beruht. Auf diese Weise wird man zum Kritiker der Marktwirtschaft, obzwar das Anliegen nur darin besteht, sie über den Staat zu stabilisieren und für das „general good“ zu sorgen.

Nur das Bekenntnis zum Tausch, also die Verlagerung des Orts der Entstehung der Wirtschaft von der Subjekt-Objekt-Dimension in die Subjekt-Subjekt-Dimension, erspart der Wirtschaftstheorie zahlreiche Widersprüche, in die sie sich durch die Verdrängung des Tausches begibt.

aus der Unvereinbarkeit mit der Arbeitswertlehre, mit der Marx die Wertformanalyse zu kombinieren versuchte. Dazu Dietz 2016, Abschnitt 4.2.

²¹ Dietz 2016, Abschnitt 4.2.

²² Brodbeck (2009: 977ff), ein durchaus tiefsinniger Ökonom, wirft Simmel vor, er würde in Unkenntnis der nationalökonomischen Literatur unverbindliche geistreiche „Plauderei“ betreiben.

5. *Keynes' Mut – Keynes' Fehler*

Bis Keynes wurde die Rolle des Geldes in den Wirtschaftswissenschaften nicht nur nicht geklärt, sondern nirgendwo systematisch erörtert. Keynes zeigte durchaus großen Mut, wenn er ungeachtet dieser Theorietradition Geld nun plötzlich in den Vordergrund schob und versprach, einen ganz anderen Typus ökonomischer Theorie vorlegen zu wollen, in welcher Geld eine tragende Rolle spielen würde. Denn die reale Welt, das verstand er sehr wohl, ist durch den „Umstand“ geprägt, dass sie Geldwirtschaft ist, während die KLASSIK mit Vorstellungen arbeitete, in denen Geld gar keine Bedeutung hat. Bei diesem Vorhaben war sich Keynes durchaus der Schwierigkeiten bewusst, die einem solchen Paradigma-Wechsel entgegenstehen würden: in der KLASSISCHEN Tradition trainiert, ahnte er, dass es fast unmöglich sein würde, sich von den impliziten Annahmen dieser ganz freizuspielen. Seine Befürchtung wurde wahr: Keynes blieb mit einem Fuß in der KLASSIK hängen, und machte in gewisser Weise alles nur noch schlimmer. Mit Geld ist eben nicht zu spaßen. Wer eine Theorie der Geldwirtschaft – oder wie Keynes sie nannte „a theory of monetary production“ – begründen möchte, muss schon das Ganze umkrempeln.

Keynes Fehler, so scheint mir, bestand darin, den oben bezeichneten Etikettenschwindel mitzutragen, indem er die KLASSIK – wenn auch unter dem Vorbehalt „for want of a better name“ – als Modell einer „real exchange economy“ qualifizierte. Er übersah, dass die KLASSIK in Wirklichkeit nichts mit exchange am Hut hat und in ihrem Kern reine Allokationstheorie ist. Nicht umsonst trainiert sie am liebsten an der Figur Robinson Crusoes. Den Tausch hält sie bloß für eine Komplikation (Robbins 1935).

Auf die falsche Fährte ließ sich Keynes vermutlich durch Innes (1913) bringen, der heftig gegen die Tauschmittelfunktion des Geldes polemisierte. Aber es ist bereits die Tausch- bzw. Zahlungsmittelfunktion, die den „Unterschied“ macht, den Keynes meint: den Unterschied der Welt der KLASSIK von seiner Welt, die er in seiner Idee von einer „theory of monetary production“ skizziert.

Einerseits erkennt Keynes deutlich, dass die sogenannte Realanalyse der KLASSIK von Zeit, Geld und der Koordination zwischen den Wirtschaftssubjekten abstrahiert. Zugleich aber akzeptiert Keynes große Teile klassischen Denkens als Grundlage einer Theorie der Marktwirtschaft. Dass die Keynesianische Ökonomik vom Mainstream „heimgeholt“ wurde, darf daher nicht wundern.

Nichts aber ist wichtiger in der Ökonomik als das: sich gegenüber der Neoklassik als naturalistischer Theorie radikal abzugrenzen. *Real wird das Ökonomische nämlich erst durch das Nominale.*

6. Die vertanen Chancen der Keynes'schen Ökonomik

Der Keynesianismus hält die Neoklassik für eine Tauschökonomik. Damit aber richtet er aber seine Pfeile nicht gegen die Zitadelle (die sog. Realanalyse), sondern gegen die netten Geschichten, die ihre Bewohner über sie erzählen. Das Beste ist nämlich der Tausch. Nur aus ihm entfaltet sich die Wirtschaft als lebendiges, sich also in gewissem Umfang selbst korrigierendes, mehr oder minder kohärentes und höchst dynamisches Gebilde. Eliminiert man den Tausch oder rechnet man ihn der KLASSIK zu (die ihn nicht erhält), geht das Beste verloren. Bezieht man ihn ein, ergibt sich einem die Einsicht in den ganzen Kosmos der Wirtschaft.

1. Wer die Tauschmittelfunktion der KLASSIK zurechnet, muss für eine Theorie der Geldwirtschaft eine andere Funktion des Geldes, jedenfalls nicht die des Tausches, verantwortlich machen. Aber genau dadurch verliert man die Einsicht, was Geld ist und wie es wirkt.
2. Die Keynes'sche Ökonomik überlässt der Neoklassik den Anspruch, eine Mikrofundierung geliefert zu haben, was keinesfalls zutreffen kann, weil diese vom Totalgleichgewicht, von vorhandenen Daten, vollkommener Information, vom fertigen Individuum, von Null-Transaktionskosten, ausgeht. Das ist methodologischer Unfug, denn Wirtschaft ist ein Gebilde, dass sich durch lebendige Beziehungen ergibt und ständig erneuert.
3. Aber genauso gerät eine Theorie in ein schiefes Licht, die bloß Gegenposition zu diesen zugegebenermaßen falschen Annahmen oder Behauptungen bezieht.
 - Der (KLASSISCHEN) Theorie, die von Gleichgewicht spricht, steht dann eine (Keynesianische) Theorie der Störung des Gleichgewichts gegenüber. Der bloß behaupteten, aber durch die KLASSISCHEN Modelle unbewiesenen Selbstregulierung von Märkten wird dann gerne die These entgegengestellt, dass der Staat die Funktion habe, die Wirtschaft wieder in Ordnung zu bringen.²³
 - Den Theorien, die von vollkommener Information ausgehen – der Begriff ist schon Unsinn – werden gerne solche mit asymmetrischen und unvollkommenen Informationen gegenübergestellt, anstatt zu zeigen, wie aus dem Tauschen Informationen hervorgehen, und welche der Tauschprozess

²³ Beispiele finden sich bei Wray (2011) macht sich über den Mainstream lustig, der (im Übrigen ohne Grundlage) die Selbstregulation der Märkte behauptet, und setzt die „real und essential connection between the state and its sovereign currency“ dagegen“. Ähnlich auch bei Edelmüller (2017).

erzeugt oder nicht erzeugt (etwa angemessene Informationen über die Knappheit natürlicher Ressourcen).

- Das Gleiche gilt für das Begriffspaar Sicherheit-Unsicherheit. Die KLASSIK, die von der Annahme einer sicheren Welt startet, fordert man heraus, indem man von Wirtschaften unter (fundamentaler) Unsicherheit spricht – anstatt zu zeigen, dass im Zuge der Vergesellschaftung über Tausch (die stets unter der Bedingung von Unsicherheit stattfindet) Sicherheit gewonnen wird, weil sich Preise (und Preis-Leistungsrelationen) im Konkurrenzkampf objektivieren, sich Unsicherheiten über Objektivierungsprozesse abbauen, usw., das Ganze jedoch stets ein prekärer, letztlich also unsicherer Prozess bleibt. (Die Sicherheit, die Geld mit sich bringt, erzeugt weitere Unsicherheit.)

- Wer die KLASSIK für eine Theorie des Tausches hält, erhebt gegen Geld den impliziten Vorwurf, es sei Ursache der Störungen. Die Folge davon ist die meist unausgesprochene Vorstellung, dass es ohne Geld – also in einer „real exchange economy“ – eigentlich besser ginge: hier würde Vollbeschäftigung gelten.²⁴

- Wer in der KLASSIK eine Theorie des Marktes sieht, misst die Performance von Marktwirtschaften an dieser Benchmark. Das kann nur zur Verurteilung der Märkte führen (Toumanoff 1984). Schon daher darf man auf den Etikettenschwindel nicht hereinfallen. Auch wenn man sehr Marktkritisch ist, sollte man erkennen, dass es für Märkte kein funktionales Äquivalent gibt.

Mit anderen Worten: die Heterodoxie (auch die Keynes'sche) lässt sich ihre Agenda zu oft und zu sehr von der KLASSIK vorgeben, und nimmt, in einer falschen Abwehr dieser, geradezu groteske Positionen ein.

4. Würde die Keynes'sche Ökonomik die KLASSIK als „reine“ Ökonomik, d.h. als Logic of Choice entlarven, wäre der erste wichtige Schritt getan.
5. Sie könnte sich vor allem auch politisch sehr viel intelligenter gegen den Mainstream positionieren, der sich gerne damit brüstet, die liberale Sache zu vertreten, methodologisch aber mit der „kommunistischen Fiktion“ operiert.²⁵ Viele Neoklassiker²⁶ nehmen eine geradezu staatsfeindliche Position ein – eine weitere eklatante, geradezu Freud'sche Fehlleistung: man will genau das nicht sein, was man ist und übertreibt dann maßlos. Das Gleiche gilt spiegelbildlich für den Keynesianismus. Die berechtigte Kritik an der Gleichgewichtsideologie der KLASSIK muss nicht gleich Anlass geben,

²⁴ Wray (1999: 8) spricht diesen impliziten Vorwurf sogar aus: „If money causes unemployment, why are economies organized around its use?“

²⁵ Die „kommunistische Fiktion“ ist in jedem Angebots- und Nachfrageschema enthalten.

²⁶ Unter ihnen besonders Hayek, der sich aber zugleich gegen den von der Neoklassik betriebenen rationalen Konstruktivismus zur Wehr setzt.

am Markt grundsätzlich zu zweifeln und den Staat als Retter für alles Mögliche anzurufen. Auf diese Weise manövriert sich der Keynesianismus (und damit auch die Sozialdemokratie) in eine Minderheitenposition, obwohl wir eindeutig im sozialdemokratischen Zeitalter leben. „Sozialisten“ wollen den Markt durch den Staat ersetzen, womit sie die Wirtschaft in eine Administration verwandeln und damit ruinieren würden. „Sozialdemokraten“ sollten den Kapitalismus (die bürgerliche Verkehrswirtschaft) so gestalten, dass das System nachhaltig funktioniert.

6. Eine Ökonomik, die auf Tausch (als verknüpfender Operation) und Geld (als Tauschmedium) aufsetzt (dazu Dietz 2016), zeigt, dass die Wirtschaft ihre Dynamik aus der „Wertform“ bezieht. Geld, das Tauschmedium, will sich verwerten (Marx); dieser Sachverhalt entspricht genau dem, was Keynes unter „theory of monetary production“ gemeint hat: der Produktionsprozess steht unter der Herrschaft der Verwertung des Werts. Sie zeigt aber auch, dass dieser Verwertungsprozess prekär, d.h. in sich nicht sehr stabil ist und staatlicher Steuerung bedarf.
7. Eine Theorie des Tausches führt auch zu einer System- und damit auch zu einer Ordnungstheorie. Ordnen heißt: Gestaltung des Systems. Man muss die Rahmenbedingungen gestalten, unter denen die Tauschkommunikationen (systemischen Verknüpfungen) stattfinden. Keynesianisch orientierte Ökonomen könnten sich also als die besseren staatlichen Manager der kapitalistischen Wirtschaftsordnung empfehlen; sie wollen nicht den Markt durch den Staat ersetzen, wissen aber um die Gefahr kumulativer Prozesse; auch darum, dass sich das Gemeinwohl (common good) nicht nur über Märkte erreichen lässt. Sie nehmen damit die Position ein, die längst zum politischen Mainstream geworden ist. (Der Neoliberalismus ist nur Ideologie, die sich aus dem Etikettenschwindel ergibt.)
8. Aus der Tausch- bzw. Zahlungsfunktion ergibt sich, dass Geld eine Sache ist.²⁷ Denn die Funktion des Zahlens besteht darin, sich von (möglicher) Schuld durch Hingabe von Geld zu befreien. Insofern hat Geld, selbst wenn es aus Kredit entsteht, stets Sachcharakter und ist kein IOU, wie von vielen Keynesianern behauptet.²⁸ Demnach ist auch Kredit normalerweise eine

²⁷ Um den Sachcharakter des Geldes zu bestreiten, wird Geld oft als anonyme Forderung an Dritte charakterisiert. Forderungen/Schulden sind nie anonym. Sie richten sich immer gegen irgendwen. Forderungen stehen daher immer Schulden eines anderen entgegen. Geld steht keine Schuld entgegen. Es ist nur durch die Summe der erwerbbaaren Leistungen „gedeckt“.

²⁸ Warum sollte Fiat-Money via Kredit in die Welt kommen müssen? Dafür gibt es keine Begründung. Fiat-Money kann ohne Kosten erzeugt und könnte, ja sollte daher auch verschenkt werden. Die Höhe des Geschenks darf den Bedarf der Wirtschaft nicht übersteigen. Dass die Heterodoxie und viele Keynesianer Geld mit Schuld oder Geld mit Kredit gleichsetzen, ist ein schwer nachzuvollziehendes Kuriosum. Wiederum muss die Geschichte herhalten. Man argumentiert, dass die Schuld dem Geld vorausgegangen sei, und deshalb der Ursprung des

Tauschoperation. Man gibt Geld und erhält ein Geldversprechen (plus Zins). Durch Kauf und Verkauf ändert sich die Geldmenge selbstverständlich nicht, aber auch durch Kreditgeschäfte sollte sie sich nicht verändern. – Geld hat daher mit Kredit primär nichts zu tun. Einer der großen Missverständnisse, die besonders häufig bei Keynesianern anzutreffen sind, besteht darin, zu glauben, Geld müsse aus Kredit entstehen, und Geld wäre als Schuldtitel aufzufassen.²⁹ Aus kritischer Distanz zum angeblichen Tauschparadigma der KLASSIK nehmen Keynesianer gerne die Positionen der Banking-Schule an, die Geld mit Schuld oder mit Kredit identifiziert, überlassen also die Geldproduktion bedenkenlos den Banken, und höhlen damit die Steuerungsmöglichkeiten der Wirtschaft durch den Souverän aus, dem besonders unter Fiat-Money-Bedingungen das Recht auf Geldschöpfung zustehen sollte. Damit beteiligen sich Keynesianer an der Rechtfertigung der heutigen Unordnung in der Geldschöpfung. Denn da entsteht Geld in der Regel durch Kreditakte und wird bei der Rückzahlung von Krediten wieder vernichtet. Operationen mit dem Medium wirken daher unmittelbar auf die Menge des Mediums ein. Das scheint mir systemwidrig zu sein und wirkt jedenfalls krisenverstärkend.

9. Da die KLASSISCHEN Werttheorien kein Geld enthalten, müssen sie Geld von außen einführen. Die in Opposition zur KLASSIK stehende Keynes'sche Ökonomik betont eher den endogenen Charakter des Geldes. Damit ist erstens gemeint, dass Geld in die Motive der Wirtschaftssubjekte hineinwirkt. Zweitens wird damit die Endogenität der *Geldschöpfung* angesprochen. Darunter versteht man Geld, das vom Bankensystem in Geschäften mit dem Publikum, sei es durch Kredite, sei es durch Wertpapierkäufe aus dem Publikum, hervorgebracht wird. (Auch die Zentralbanken agieren heute noch als eine Art Geschäftsbank.) Man spricht dann oft von „inside money“. Ist aber die endogene Geldschöpfung sinnvoll? Ich halte sie aus oben genannten Gründen für problematisch. Endogen sollte die Geldmengenregulierung nur insofern sein, als sie auf den Geldbedarf der Wirtschaft abstellt. Unter Fiat-Money-Bedingungen sollte es kein Problem darstellen, die Wirtschaft mit einer hinreichend großen Geldmenge zu versorgen. Lokale Geldknappheiten könnten durch Geldmärkte leicht überwunden werden. Geld ist schließlich das liquidste aller Assets.

Geldes in der Schuld liegen müsse (Graeber, Ingham, Innes, Smithin, Wray, u.a.). Richtig daran ist, dass vor dem Geld nur Schuld war. (Dietz 2016: S.35ff, S. 214ff). Um das zu wissen, muss man keine historischen Kenntnisse haben, auch wenn sie mitunter nützlich sind. Denn ohne Geld begründet fast jede Transaktion eine Forderung bzw. Schuld. Um das zu vermeiden ist Geld ja „erfunden“ worden.

²⁹ Diese Auffassung hat sich seit Innes (1913) verfestigt. Sie spielt der Banking-Schule in die Hände. Eine exzellente Kritik an Innes' Position „All money is credit“ findet sich bei Ganssmann 2011.

10. Im Bereich der Wirtschaft gilt: „There is no free lunch.“ Die große Ausnahme ist die *Geldschöpfung* (von Fiat-Money). Das Privileg der Geldschöpfung steht daher nur dem Souverän, nicht Privaten zu. Heute schöpfen die Geschäftsbanken mehr als 90% der Geldmenge (M1). Das stellt eine eklatante Verletzung des Gleichheitsgrundsatzes dar. Der Souverän hat das Privileg infolge technischer Entwicklungen (u.a. der Digitalisierung) verloren. Es ist höchste Zeit, es wieder zurückzuholen und damit die Chance zu nutzen, die ihm das moderne Zeichengeld (im Unterschied zum durch wertvolle Metalle gedeckten Warengeld) zuspießt: Der Souverän könnte mit dem von ihm erzeugten Geld Gemeinwohlaufgaben erfüllen. Damit könnte die gesamte Geldmenge (je nach Land 20-50 % des BIP) umlaufen, ohne durch Schuld irgendjemandes belastet zu sein. Würde die Geldproduktion ausschließlich durch den Souverän erfolgen, gäbe es nur mehr *ein* Geld, und nicht mehr neben dem offiziellen Zahlungsmittel auch Nebengelder, die zwar als Zahlungsmittel gehandhabt werden, aber nur Anspruch auf Geld sind. Es gäbe dann nur mehr „Vollgeld“. Folglich hätte die Zentralbank die volle Kontrolle über die Geldmenge. Im gegenwärtigen System verfügt die Zentralbank über keine wirksamen Mittel, die Geldmenge zu kontrollieren. Daneben stünde es der Zentralbank frei, weiterhin Kredite an Geschäftsbanken oder auch an den Staat zu vergeben.³⁰ Um möglichem Missbrauch der Geldschöpfungsmacht entgegenzuwirken, sollte die Zentralbanken in den Rang einer vierten, unabhängigen Staatsgewalt gehoben werden. Die „Monetative“ würde nur über die Höhe der Geldmenge entscheiden, nicht aber darüber, wie die Geldmenge verwendet werden soll. Sie würde das geschöpfte Geld an die Exekutive weiterreichen, die sie via Käufen aus der Bürgergesellschaft (=Staatsausgaben) in Umlauf bringt. Geschäftsbanken würden bloß als Geldvermittler fungieren. Sie dürften und könnten dann kein Geld mehr erzeugen, mit diesem selbst erzeugtem Geld keine Spekulationshypes befeuern und ihre Bilanzen nicht mehr unsinnig ausdehnen. – Auffallend ist, dass sich unter den *Gegnern des Vollgelds besonders viele Keynesianer* befinden und dass deren Kritik oft irrational heftig ausfällt.³¹ Der Grund für die Abneigung dürfte wieder der gleiche sein: die verfehlte Abgrenzung zur KLASSIK, die für eine Theorie des Tausches ausgegeben

³⁰ Der Fairness halber möchte ich anmerken, dass es Vollgeldbefürwortet gibt, die an der IOU-Version des Geldes festhalten. Ein Beispiel ist Gamm 2016.

³¹ Einen Überblick über die Keynesianische Kritik am Vollgeldkonzept liefern Huber (2014) und Glötzl (2016). Siehe auch Dietz (2016) in seiner Replik auf Schulmeister (2016). Es gibt scharfe, häufig sehr unsachliche und weniger scharfe, teils verständige Kritik. Auffallend ist ein Trend zu objektiveren Darstellungen. **Beispiele sind die Beiträge von W. Edelmüller und von F. Wenzlaff in diesem Band.**

wird. Da viele Keynesianer daraus ihre Identität beziehen, wehren sie reflexartig alles als nicht-keynesianisch ab, was der Mainstream über Geld behauptet oder was nach Mainstream-economics aussieht. So fällt ihrer Kritik auch das Vollgeldkonzept zum Opfer. Ungerechtfertigt wird es oft in die Nähe des Monetarismus gerückt. Die Keynes'sche Kritik übersieht, dass unter Vollgeldbedingungen Geldmengenerhöhungen direkt in effektive Nachfrage umgesetzt werden könnten; dass die Steuerung von Konjunktur um vieles leichter wäre; dass größere Finanzkrisen mit hoher Wahrscheinlichkeit verhindert werden könnten; dass die Hypertrophie des Banken- und Finanzsektors vermieden, und dieser viel wirkungsvoller als im jetzigen System in den Dienst der Realwirtschaft gestellt werden könnte; dass die Zentralbanken nach der Umstellung vom Geschäftsbankenbuchgeld zum Vollgeld dem Staat laufend eine nicht unbeträchtliche Seigniorage (ca. 1-2% des BIP) zuspiesen würden; dass die (einmalige) Umstellung eine Seigniorage in einer Höhe mit sich brächte, durch die beträchtliche Teile der Staatsschulden zurückgeführt werden könnten. Sie übersieht auch gerne, dass das fraktionale Geldsystem *den Gleichheitsgrundsatz* verletzt, weil es den Geschäftsbanken die Seigniorage überlässt, die nur dem Souverän zustehen kann. Wie kann ein Keynesianer daran nicht Anstoß nehmen? Wie können um das Gemeinwohl bemühte Ökonomen so die Chancen verkennen, welche das Vollgeldkonzept einer funktionierenden Bürgergesellschaft anbietet?³²

7. Zusammenfassung und Schlussfolgerung

Obwohl die Richtigkeit der Behauptung von Geld als Tauschmittel evident ist, die Erklärung wirtschaftlicher Vorgänge aus einem echten Tauschparadigma plötzlich ganz einfach und realitätsnahe wird, sich die Ökonomik, die auf dieser Grundlage arbeiten würde, nicht mehr ständig für ihre unrealistischen Denkkonstrukte entschuldigen müsste, tragbare politische Positionen einnehmen würde, außerdem wieder an die übrigen Sozialwissenschaften Anschluss finden könnte, steht die Theorietradition ziemlich geschlossen gegen die banale Selbstverständlichkeit, dass sich die Wirklichkeit der Wirtschaft auf Tausch und Geld gründet.³³

Aber die Denkkonstrukte der Ökonomik enthalten den Tausch nicht nur nicht, sie abstrahieren ganz bewusst von ihm, um ihrer Wissenschaft einen pseudowissenschaftlichen Anstrich zu verpassen. Mit dieser Reduktion

³² Dazu auch www.monetative.at; Dietz 2016d; Huber 2013.

³³ Den Tausch als vereinnahmte, tatsächlich aber verdrängte Kategorie wird man als *das* Bauelement ökonomischer Theoriebildung erst akzeptieren können, wenn gezeigt ist, dass sich Wirtschaft aus dieser basalen Operation rekonstruieren lässt. Das habe ich in meinem Buch „unternommen“. (Dietz 2016)

könnte man noch leben, wenn man sich ihrer bewusst wäre. Aber anstatt dessen werden die mechanistischen Denkmodelle als Modelle der Markt- oder sogar Geldwirtschaft „verkauft“. Geld und selbst der Tausch werden folglich als neutral hingestellt.

Die Kritik dieser Theorie müsste den Schwindel aufdecken. Aber sie tut es nicht. Sie verstärkt ihn noch dadurch, dass sie das Modell als Modell einer Tauschwirtschaft angreift und dem Geld daher explizit jene Bestimmung nimmt, die es zum Geld macht: Tauschmittel zu sein. Es ist tragisch, dass auch der Keynesianismus in diese Falle geht. Er verstellt sich dadurch den Zugang zu einer Theorie der Wirtschaft als Theorie der Geldwirtschaft, die er doch sein wollte.

Würde die Keynes'sche Ökonomik von ihrem falschen Ziel ablassen und den Tausch (und alles was zu ihm gehört) in ihre Theorie integrieren, würde sie ihrem theoretischen und praktisch-politischen Anliegen sehr viel näherkommen.

Literaturverzeichnis

- Bastiat, Frédéric. *Economic Harmonies*. 1850.
- Binswanger, Hans C. *Die Wachstumsspirale – Geld, Energie und Imagination in der Dynamik des Marktprozesses*. Marburg: Metropolis, 2006.
- Binswanger, Mathias. *Geld aus dem Nichts - Wie Banken Wachstum ermöglichen und Krisen verursachen*. Wiley, 2015.
- Brodbeck, Karl-Heinz. *Die Herrschaft des Geldes – Geschichte und Systematik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2009.
- Buchanan, James. *What should Economists Do?* 1979.
- Coase, Ronald H. *The Firm, the Market and the Law*. Chicago and London: The University of Chicago Press, 1988.
- Dietz, Raimund. *Ein Keynesianer schießt auf Vollgeld: Eigentor*. www.monetative.at/downloads, 2016.
- . *Geld und Schuld - eine ökonomische Theorie der Gesellschaft, 5. überarbeitete Auflage*. Marburg: Metropolis-Verlag, 2016.
- Dietz, Raimund. "Monetative: Korrektur einer fundamentalen Fehlentwicklung." www.monetative.de, 2016d.
- Edelmüller, Wolfgang. "Die MMT als Theorie der fiskalischen Geldpolitik." Beitrag zur 13. Jahrestagung der Keynes-Gesellschaft, Wien, 2017.
- Gamm, Eberhard. *Geld eine Einführung*. www.monetative.at/download/allgemein, 2016.
- Ganßmann, Heiner. *Geld und Arbeit - Wirtschaftssoziologische Grundlagen einer Theorie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Campus, 1996.
- Ganssmann, Heiner. "Money Puzzles." In *New Approaches to Monetary Theory*, by H. Ganssmann, 1-14. Routledge, 2011.

- Ganssmann, Heiner. "Money, Credit and the structure of social action." In *New Approaches ...*, by Ganssmann, 124-143. London: Routledge, 2011.
- Glötzl, Erhard. "Die Diskussion verschiedener Geldsysteme."
www.monetative.de/downloadbereich. 5 2016.
- Graeber, David. *Debt – The First 5000 Years*. Brooklyn: Melvillehouse, 2011.
- Hahn, Frank. *Money and Inflation*. Oxford: Basil Blackwell Publisher, 1982.
- . *On the Notion of Equilibrium in Economics. An Inaugural Lecture*.
Cambridge: Cambridge University Press, 1973.
- . *Reflections on the Invisible Hand*. Vol. 144. Lloyds Bank Review, 1982a.
- Hayek, Friedrich A. von. *Die Irrtümer des Konstruktivismus*. Tübingen:
J.C.B.Mohr, 1975.
- Hayek, Friedrich August. *Individualism and Economic Order*. London:
Routledge & Kegan Paul, 1952.
- . "Wettbewerb als Entdeckungsverfahren." Edited by Vortrag am Institut für
Weltwirtschaft in Kiel. 1968.
- Heinsohn, Gunnar, and Otto Steiger. *Eigentum, Zins und Geld – Ungelöste
Rätsel der Wirtschaftstheorie*. Hamburg: Reinbeck, 1996.
- Heinsohn, Gunnar, and Steiger, Otto. *Marx, Keynes und die Lösung des
Geldrätsels*. Mimeo, 1985, 1-40.
- Huber, Joseph. *Die Keynesianische Denkwelt gegenüber Giralgeldkritik und
Vollgeldreform*. Berlin: www.vollgeld.de/ingeschraenkte-sicht, 2015.
- . *Monetäre Modernisierung*. Marburg: Metropolis, 2013.
- Huber, Joseph. "Vollgeld in der Kritik."
<https://www.dropbox.com/s/h1hbirwin2usxuf/Vollgeld%20in%20der%20Kritik%20PDF.pdf?dl=0>. Berlin, 10 2014.
- Ingham, Geoffrey. "'Babylonian madness': on the historical and sociological
origins of money." In *What is Money*, by John Smithin (ed.). Routledge,
2000.
- . *The Nature of Money*. Malden: Polity Press, 2014.
- Innes, Mitchel A. "What is Money?" *The Banking Law Journal*, May 1913.
- Keynes, John M. "A Monetary Theory of Production." In *Festschrift für Arthur
Spiethoff*, 123-125. München: DunkerHumblot, 1933.
- Keynes, John Maynard. *The Collective Writings*. Vol. Band XXIX: The General
Theory and After. A Supplement. Cambridge, 1979.
- Kirman, Alan. *The Intrinsic Limits of Modern Economic Theory: The Emperor
Has No Clothes*. Florence: EUI-Working Paper No. 87/323, 1987.
- Kirzner, Israel M. *The Economic Point of View*. <http://oll.libertyfund.org>, 1960.
- Knapp, Georg F. "Die Währungsfrage vom Staate aus betrachtet." In *Vom Gelde
- Ausgewählte Lesestücke zum Studium der politischen Ökonomie*, by
K. Diehl and D. Mombert, 204-214. Frankfurt: Ullstein, 1979.
- Leijonhufvud, Axel. *Über Keynes und den Keynesianismus - Eine Studie zur
Monetären Theorie*. Köln, 1973.
- Marx, Karl. *Das Kapital*. Berlin (Ost): MEW, Bd. 23-25, 1969.
- . *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie (Rohentwurf)*. Edited by
Marx-Engels-Institut Moskau. Berlin: Dietz Verlag, 1857-58.

- Menger, Carl. "Geld." In *Gesammelte Werke, Bd. 4: Schriften über Geldtheorie und Währungspolitik*, 1-116. Tübingen: J.C.B. Mohr (1970), 1909 (Neuausgabe).
- Mill, John Stuart. *Principles of Political Economy with some of their Applications to Social Philosophy*. Vols. I-III. Edited by Library of Economics and Liberty. William J. Ashley, ed. 1909. .
<http://www.econlib.org/library/Mill/mlP30.html>, 1848.
- Mises, L.v., and A. Spiethoff. "Probleme der Wertlehre - Mündliche Aussprache im theoretischen Ausschuß des Vereins für Sozialpolitik." München-Leipzig: Duncker&Humblot, 1933.
- Mises, Ludwig von. "Vom Weg der subjektivistischen Wertlehre." Edited by Ludwig von Mises and Arthur Spiethoff. *Schriften des Vereins für Sozialpolitik*. Leipzig und München: Duncker & Humblot, 1931. 73-93.
- Niehans, Jürgen. *The Theory of Money*. Baltimore and London: The Johns Hopkins University Press, 1978.
- Pasinetti, Luigi. *Theory of Value – a Source of Alternative Paradigms in Economic Analysis*. Baranzini/Skazzieri, 1986.
- Riese, H. *Geldökonomie, Keynes und die Anderen, Kritik der monetären Grundlagen der Orthodoxie*. Vol. 1, in *Ökonomie und Gesellschaft*, 103-160. 1983.
- . "Geld: das letzte Rätsel der Nationalökonomie." *Zeitschrift für Sozialökonomie*, 1995: 7-14.
- Schulmeister, Stephan. "Das "Vollgeldsystem" - Notwendige Reform oder gefährliches Allheilmittel." Österreichisches Wirtschaftsforschungsinstitut, WIFO Working Paper 2016/518, auch: <http://stephan.schulmeister.wifo.ac.at/downloadbereich>, Wien, 2016.
- Schumpeter, Joseph A. *Capitalism, Socialism and Democracy*. 5. London: George Allen & Unwin 1976, 1952.
- Shubik, Martin. "The Theory of Money; Cowles Foundation for Research." In *Discussion Paper 1253*, by Economics at Yale University. 2000.
- Simmel, Georg. *Grundfragen der Soziologie – Individuum und Gesellschaft*. Berlin: Walter de Gruyter 1984, 1917.
- . *Philosophie des Geldes*. Berlin: Duncker&Humblot, 1900/1907.
- Smithin, John (ed.). *What is Money*. Routledge, 2000.
- Smithin, John. "Weber's 'last theory of capitalism'." In *New Approaches to Monetary Theory*, by H. Ganssmann, 67-82. Routledge, 2011.
- Toumanoff, Peter. *A Positive Analysis of the Theory of Market Failure*. Vol. 37/4, in *Kyklos*, 529-541. 1984.
- Tymoigne, Éric, and L. Randall Wray. *Money: an Alternative Story*. <http://www.levyinstitute.org/publications/l-randall-wray>, 2012.
- Wenzlaff, Ferdinand. "Kritische Analyse der Problemlösungsfähigkeit der Reformkonzeption 'Vollgeld' im Lichte der (monetär)keynesinischen Geld- und Stagnationstheorie." Beitrag zur 13. Jahrestagung der Keynes-Gesellschaft, AK-Wien, 2017.

Wray, L. Randall. *Keynes's Approach to Money: an Assessment after 70 Years*.
<http://www.levyinstitute.org/publications/l-randall-wray>, 1999.

Wray, Larry Randall. "From the state theory of money to modern money theory:
an alternative to economic orthodoxy." *Ideal working paper series from
RePEc*, 2014.

Zafirovski, Milan. *Economic Sociology in Retrospect and Prospect: In Search
of its Identity within Economics and Sociology*. Vol. 58/4, in *American
Journal of Economics and Sociology*, 582-627. 1999.